

Nr. 163. Bydgoszcz / Bromberg, 21. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Immer höher kamen die drei Wanderer; der Weg wurde steiler und steinig, und die Sonne brannte unbehindert auf ihre Rücken nieder; denn längst hatten sie die schattigen Wälder verlassen.

Robert kannte keinen Weg; oft war er schon heroben in der Steinwildnis, gewöhnlich in Begleitung des Falken-Brunos, und hatte die Kühnheit des Bergsohnes bewundert, der wie eine Gemse über die glatten, feuchten Wände kletterte, wenn in den Gründen der Stern eines Edelweiß aufleuchtete. Nach mühevollen Versuchen hatte er es dann selbst zu einem ganz beachtlichen Kletterer gebracht und wollte seinen Freunden heute sein Können offenbaren, vielleicht auch deshalb, um sich in der Gunst des Mädchens zu festigen.

Immer schwieriger und gefährlicher wurde der Aufstieg: bald galt es, über schmale Grate zu reiten, bald auf allen vieren über nebelfeuchte Felstrümmer zu kriechen und bisweilen hatte ein Wildquell in tausendjähriger Arbeit den Stein gespalten und den Weg unterbrochen. Die Berge schienen den Menschen den Eintritt verwehren zu wollen . . .

Was dem schmächtigen Mädchen an Kraft gebrach, das ersetzte seine bedingungslose Tatkraft; um jeden Preis mußte sie heute zu den Edelweißblumen gelangen. Ihr Gesicht glühte vor Anstrengung, und willig ließ sie Robert die Hand, wenn er sie an schwindelnden Abgründen vorbeiführte. Als er aber einmal das Seil um ihre Hüften schlang, schien es doch, als wollte ihr der Mut entfallen. Aber sie zwang sich: das selbstgepflückte Edelweiß war die Todesverachtung wert.

Wenn die helle Sonne auf den Felsen glimmte, hob sich die Stimmung der drei einsamen Bergsteiger, und unbeklommen kosteten sie den unsagbaren Frieden, der nur dieser Welt eigen ist; schmiegte sich aber eine Wolke um die Felskuppe, war die ganze Umgebung von dichtem, kaltfeuchtem Nebel beschwert, dann wurden die Gesichter wieder ernster und nachdenklicher, und wenn dann gar noch ein aufgescheuchtes Gemsrudel in nächster Nähe in die graue Tiefe polterte, lief ein kalter Schrecken über ihre Rücken.

Der Weg hatte sich längst in wildes Steingeröll verloren und aus den Grüften leuchtete der alte, ewige Schnee. Dann standen sie vor einer tiefen, gähnenden Schlucht: vor der Rankenwand . . .

Schaudernd blickten sie in die Tiefe. Robert deutete plötzlich an der Wand hinab, an der von der Sonne beschienenen vier . . . fünf . . . sechs Edelweiß aufleuchteten.

„Edelweiß!“ rief er.

„Edelweiß!“ wiederholten die beiden Geschwister wie aus einem Mund, gleichsam, als hätten sie einen Blick in den offenen Himmel getan.

„Edelweiß!“ Wie ein Juchzer kam der Ruf aus den Kehlen der drei Bergsteiger.

Dann war es ganz still . . . Weit, weit unten brodelte ein unsichtbarer Wildquell . . .

Plötzlich band Robert das Seil um einen vorstehenden Felszacken.

„Was wollen Sie tun?“ fragte Kurt erbleichend.

„Edelweiß pflücken!“

„Nein, Robert! Es ist zu gefährlich!“

Robert blickte hinab in die Schlucht und erwog die Möglichkeiten. In Wirklichkeit aber wartete er nur darauf, daß ihn auch Luise von dem gefährlichen Vorhaben zurückhalten würde.

Aber das Mädchen schwieg. Wie festgebannt hingen seine Augen an dem Wunder, das sich ihr erstmals im Leben offenbarte.

Das Schweigen des Mädchens beunruhigte den jungen Forstmann: er erkannte selbst, daß der Abstieg zu den Blumen einem Spiel mit dem Tode gleichkam. Verlangt sie wirklich von mir diesen Beweis meiner Unerschrockenheit? fragte er sich.

„Glauben Sie, daß der Falken-Bruno hier abstiege?“ fragte Luise plötzlich in die Stille.

Diese Frage war für Robert ein Schlag ins Gesicht. „Nicht nur der Falken-Bruno, Luise — auch ich steige ab! Für Sie! — — In wenigen Minuten haben Sie die ersten Edelweiß in Ihrer Hand!“ rief er, legte sich dann flach auf den Boden und kroch wie ein Wurm an den Abgrund heran.

„Machen Sie keinen Unsinn, Robert,“ wollte Kurt noch einmal warnen, aber Robert gab ihm keine Antwort mehr, sondern suchte mit zitternden Händen nach einer Möglichkeit, um sich festklammern zu können, und er schwang sich dann auf den ersten Felsvorsprung hinab.

Kurt lief an den Felsen zurück, um welchen das Seil geschwungen war und beobachtete ängstlich die Schlinge, die sich unter dem Gewicht des kühnen Kletterers immer fester zusammenzog . . .

Immer tiefer kletterte Robert, bis er endlich frei, zwischen Himmel und Erde, an seinem Seil hing; über ihm lachte die Sonne, unter ihm lauerte der Tod . . . und seine zitternden Hände griffen nach den Blumen . . .

Luise sah ihm mit brennenden Augen zu, wie er ein Edelweiß nach dem anderen brach und an seine Brust heftete. Sie wollte schreien vor Angst und Beklemmung, aber die Kehle blieb ihr wie zugeschnürt . . .

Dann tastete Robert mit den Füßen nach einem Halt, aber vergebens; immer wieder warf ihn der glatte Felsen zurück und das Seil ächzte unter seinem Gewicht.

Kurt lehnte bleich am Fels; er konnte dem Waghalsigen nicht mehr länger zuschauen. Da . . . plötzlich spürte er, wie der Felsen hinter ihm zu zittern und zu beben begann. Ehe er sich umsehen konnte, war das Unglück schon geschehen: der Stein, um den das Seil festgebunden war, hatte sich gelöst und kollerte jetzt polternd irgendwo in die Tiefe . . . „Heiliger Gott!“ Ein Schrei entrang sich seiner Brust. War Robert abgestürzt?

Luise sah nur noch, wie das Seil an ihr vorbeiglitt und blitzschnell in der Schlucht verschwand, dann brach sie bewußtlos zusammen.

Kurt stand rat- und hilflos da, und die Stille, die ihn jetzt umgab, war furchtbar. Mit lauter Stimme rief er in den Abgrund hinab, aber er hörte nichts, als das vielstimmige Echo seiner eigenen Stimme. Wieder rief er, zweimal, dreimal . . . zehnmal; was konnte er denn anderes tun? — — Da war es ihm, als hätte er einen fernen, schwachen Ruf vernommen . . . oder täuschte ihn nur wieder das Echo?

Plötzlich fühlte er sich fest umklammert. „Du mußt ihn retten!" rief Luise, die inzwischen wieder zu sich gekommen war und sich nun verzweifelt an ihren Bruder hing.

„Ich soll ihn retten?"

„Du mußt! — — Wir hätten ihn zurückhalten müssen!"

„Ich hab ihn doch gewarnt, mehr kann ich nicht tun"

„Aber ich hätt es tun müssen! Ich bin schuld!" klagte sie sich selbst an.

Noch einmal rief Kurt hinab . . . und es war kein Zweifel, der Verunglückte anwortete . . .

„Wir müssen jemand holen, Luise, das ist alles, was wir für ihn tun können!" rief er aufgeregt.

Hilflos blickten sie über die Berge hin . . .

„Wo finden wir hier Menschen?"

„Im schlimmsten Fall drunten in der Hütte, an der wir vorbeigekommen sind!" erinnerte sich Kurt, dann höhlte er die Hand vor den Mund: „Aushalten! Wir holen Hilfe!" — — —

Dank der Aufregung und des Bewußtseins möglichst bald Hilfe schaffen zu müssen, ließen sich die Klippen, die ihnen beim Aufstieg so große Schwierigkeiten bereitet hatten, rasch und sicher überwinden. Kurt trug seine Schwester mehr als er sie führte, und in kurzen, gleichmäßigen Abständen schrie er seinen Hilferuf hinaus in die Berge.

Mittlerweile hatten sie den kleinen Weg erreicht, und nachdem Luise ihre Kräfte immer mehr schwinden fühlte, blieb sie zurück und schickte Kurt allein weiter.

Kurt rannte talwärts. Er wußte nicht, wohin ihn der kleine Weg führte, auf alle Fälle brachte er ihn den Menschen näher. Und er suchte ja nur nach Menschen! Menschen! Gab es denn keine Menschen mehr auf der Welt? — — —

Über eine Stunde rannte er so dahin, bis endlich hinter den Tannen die Erlenberghütte auftauchte. Das gab ihm neuen Mut und mit mächtigen Sprüngen lief er auf die Hütte zu.

„Hallo! Hilfe!" Zitternd vor Aufregung und Überanstrengung pochte er an die Tür.

Auf diesen Ruf hin erschienen Richard, Luzie und einige Holzknechte unter der Tür und hörten mit wachsender Erregung den kurzen, fliegenden Bericht des jungen Mannes an.

„An der Rankenwand!" stellte Richard fest.

„Lebt er denn noch?" rief Luzie erschüttert.

Kurt bejahte.

„Dann hat er sich im Kamin verfangen, der den Sturz aufg'halten hat," berechnete Richard. „Wer steigt aber durch den Kamin? Soviel i weiß, war bis heut bloß einer in der Rankenwandschlucht: der Falken-Bruno!"

„Soll i ihn holen?" erbot sich der jüngste von den Holzhackern.

„Das wird zu spät," meinte Kurt. „Wenn er lebend geborgen werden soll, dann muß er sofort gerettet werden!"

Während Richard sich zum Aufstieg rüstete, nahm Luzie den jungen Holzhacker beiseite, schrieb hastig auf einen Zettel die Worte: „An der Rankenbank Bergunglück, sofort kommen, Luzie," und schickte den Burschen damit zu Bruno und falls er ihn nicht anträfe, sollte er diesen Zettel in den Türspalt stecken.

Der Bursche rannte zu Tal . . . Gefahr in den Bergen! Es war, als wäre der Hilferuf bereits in der Luft zu lesen.

Und über die Höhen stieg ein kleiner Rettungstrupp, geführt von Richard. Kein Wort wurde gewechselt; jeder war sich seiner Aufgabe voll bewußt: es galt, einen jungen Menschen den Krallen des Bergtodes zu entreißen . . .

Luise kauerte immer noch auf derselben Stelle am Wege, wo Kurt sie verlassen hatte, und wartete . . . Stunde um Stunde verging, und die Einsamkeit war furchtbar. Sie schrie, schrie immer wieder, als wollte sie sich durch ihre eigene Stimme Mut machen. Aber all ihre Rufe waren vergebens; weit und breit war kein lebendiges Wesen zu erspähen, nur ein paar Bergschmetterlinge tanzten durch die sonnige Luft . . .

Gleich nachdem sich die erste Aufregung in ihr gelegt hatte, wurde sie von unbeschreiblicher Angst und Furcht gepackt, und ihre großen Augen lagen unentwegt auf dem grauen Felstor, durch das Kurt vor etlichen Stunden verschwunden war. Ihre Gedanken weilten dabei immer in der unbekannten Schlucht, bei dem Verunglückten. Ob er noch lebt? Oder er liegt mit zerschmetterten Gliedern, zum Krüppel verstümmelt oder gar tot in der Schlucht? — — Der arme Robert! Und das alles um der Gunst eines dummen Mädchens wegen . . .!

Da tauchten im Felstor vier Männer auf, von denen die letzten zwei eine Tragbahre trugen.

Luise rannte ihnen erlöst entgegen und sank erschöpft in die Arme des Bruders . . .

Sicher und ruhig stiegen die Männer über die Klippen und Zacken, hinauf zur Rankenwand. Oben angekommen, trat Richard dicht an die Schlucht heran und rief mit lauter Stimme hinab. Aber er blieb ohne Antwort . . .

Kurt Hammer sah nach der Uhr: drei Stunden waren nun vergangen, seitdem das Unglück geschah. Wenn er nicht gleich tot war, dann war er es jetzt bestimmt, dachte er und hörte nur mit halbem Ohr die Worte, die Richard an seine Begleiter richtete, sah nur ganz abwesend zu, wie sie jetzt aus den mitgebrachten Seilen eine Art Leiter knüpften, die sie in die Schlucht hinabließen.

Endlich stieg Richard ab. Er führte ein zweites Seil mit sich, um es dem Verunglückten zuwerfen oder den Toten daran festbinden zu können . . .

Immer tiefer stieg der kühne Kletterer, hinab bis zum Kaminspalt: hier traten die beiden Felsen so nahe zusammen, daß sich gerade noch ein schlanker Mensch hindurchzwängen konnte, um unten wieder auseinander zu treten. Lange suchte Richard in der schlecht beleuchteten, höhlenartigen Tiefe nach dem Verunglückten, konnte aber nichts sehen . . .

„Robert!" rief er. . .

Und siehe . . . eine matte, unverständliche Antwort kam aus der Schlucht.

„Aushalten! I komm!" rief Richard erfreut und suchte aufgeregt nach einer Möglichkeit, den Kamin zu überwinden. Umsonst . . . Er versuchte, das Seil hinabzulassen, aber es verfing sich immer wieder in den vorstehenden Klippen . . . Alles umsonst . . . Hier kam nur ein Kletterer allergrößter Form weiter . . .

Aber er mußte den Verunglückten retten, unter allen Umständen! — — Wieder versuchte er alles, und alles war vergebens: ein sinnloses und zweckloses Spiel mit dem Tod war es, mit welchem dem Verunglückten nicht gedient war. Schließlich erschöpften sich seine Kräfte, und es war höchste Zeit, sich selbst in Sicherheit zu bringen, um sich selbst vor dem Bergtod zu retten. Wie von den Schatten des Todes verfolgt, schwang sich Richard aus dem Spalt.

„Er lebt!" rief er in die fragenden Gesichter der Wartenden. Und dann erzählte er kurz seinen erfolglosen Rettungsversuch . . .

„Wir müssen ihn doch, um alles in der Welt, retten!" rief Kurt, durch den Bericht Richards wieder etwas ermutigt.

„Wenn bloß der Kamin nit wär!"

So standen sie nun da, die Söhne der Berge, mit blitzenden Augen; sie wollten helfen und vermochten es nicht, die Schwierigkeiten waren eben stärker als sie . . .

Endlich erbot sich ein zweiter, den gefährlichen Abstieg zu wagen. Eine weitere qualvolle Stunde verrann, bis auch er unverrichteter Dinge zurückkehren mußte . . .

Man mußte einen neuen Plan ersinnen, und eben, als sich Richard mit seinen Helfern über etwaige Möglichkeiten beriet, vernahmen sie in nächster Nähe rasche, dröhnende Schritte . . .

Hinter einem hochragenden Zacken tauchte eine hohe Gestalt auf, ohne Hut, nur mit einem weißen Hemd und einer Lederhose bekleidet. Luise hatte als erste die Gestalt erblickt und erkannt, und ihrer gequälten Mädchenbrust entrang sich halb anklagend, halb erlöst ein Schrei: „Bruno!" — —

(Fortsetzung folgt.)

Kieselsteine zum Nachtisch.

Heitere Skizze von Horst Schultz.

Am 12. Juli 1754 erhielt das Dorf Oberau im Hannoverschen Einquartierung von den Kaiserlichen. Der Lohmüller bekam ein Schreiben, nach dem er in seinem Gehöft acht Mann aufzunehmen hatte. In der Gesindestube wurde die Nachricht mit großem Jubel aufgenommen. Der Bauer seufzte. Er ließ ein Kalb schlachten.

Alles war hergerichtet, als die Truppen einzogen. Ein Gemeiner meldete sich bei dem Lohmüller. „Wo sind die anderen?" fragte er den Soldaten.

„Hier, wenn Ihr lesen könnt", reichte ihm der kaiserliche Dragoner ein Papier, „ich werde für acht Mann gerechnet."

„Ja, aber", wandte der Lohmüller kopfschüttelnd ein, „das hätte man mir doch sagen müssen. Ich habe ein ganzes Kalb in der Küche liegen."

„Macht Euch keine Sorgen!" beruhigte ihn der Soldat, „Ihr habt den Jakob Kahle im Quartier. Habt Ihr schon von mir gehört?"

Allerdings kannte der Bauer den Namen des Mannes, der weit und breit als der „Freßkahle" berühmt war. Jedes Jahr ließ er sich ein Mal in Hannover sehen. Von allen Dörfern waren die Landleute gekommen, um in der Stadt den Mann zu bestaunen, den „Freßkahle".

Er stammte aus Wittenberg. Schon mit drei Jahren verlangte sein Magen die Kost eines Erwachsenen. Den Fünfjährigen ertappten die Eltern dabei, wie er Sand kaute. Keine Prügel halfen. In den Taschen des Knaben fand man stets Steine, die er nach dem Essen zu schlucken pflegte.

Als Jakob 14 Jahre alt war, fühlte er sich zum Fleischerhandwerk berufen. Das war verständlich für seine Eltern, die den Jungen nicht mehr sättigen konnten. Aber auch andere wußten von dem unersättlichen Knaben. Kein Fleischer wollte ihn in die Lehre nehmen.

Da lief Jakob in seinem jugendlichen Eifer geradewegs zum Feind über: Er wurde Gärtner.

Durch die Arbeit an der frischen Luft wurde der Hunger noch ärger. Der Meister ließ ihm täglich einen großen Topf Kohl vorsetzen. Das war für Kahle nicht mehr als eine Vorspeise. Er war jetzt schon so weit, daß er bei einer Mahlzeit bis zu zwanzig Pfund Fleisch essen konnte. Er verdiente nicht viel. Kaufte er sich nach dem Abendbrot noch eine Mandel Heringe, so lag er die Nacht über vor Hunger wach.

Er wäre wohl verhungert, wenn ihn nicht die Landleute der ganzen Umgebung ab und zu eingeladen hätten. Der Spaß, den er den Gästen mit seiner Eßwut bereitete, war den Braten wert. Wer Jakob Kahle nicht zu seiner Hochzeit bat, galt als Geizkragen und Hypochonder.

Kein Mensch schätzte den Sonntag mehr als Kahle. Schon früh mußte er aufbrechen, um alle Familienfeiern in den weit voneinander entfernt liegenden Dörfern mitzunehmen. Morgens ein Spanferkel beim Kindtaufschmaus, mittags einen ganzen Hammel zum Richtfest, und zu jedem Pfund Fleisch eine Kanne Bier: Dann war es ein richtiger Sonntag für Jakob Kahle.

Von weit her kamen hohe Herrschaften, um sich das Magenwunder für den Preis eines halben Kalbes vorführen zu lassen. Jakob hörte von der großen Welt. Träumte von den Rinderherden Südamerikas. Zunächst wanderte er nach Holland, ungeachtet der Warnung eines Spaßvogels, daß es dort keine Steine gäbe.

Wirklich, gut essen diese Holländer, stellte Jakob fest, und was den Umfang ihrer Käse anlangt, hat man mich nicht belogen. Mit Vorliebe suchte Jakob den Markt auf. Man rollte die Käse an ihm vorbei. Er folgte ihnen mit den Augen. Mit zärtlichen Blicken begleitete er ihren Weg in die Geschäfte, blieb vor den Auslagen stehen. Ja, die Holländer leben gut. Und Jakob? Er gehörte nicht zu den Holländern.

In einem Amsterdamer Hafenlokal bestellt er sich für den letzten Batzen Kalbsbraten.

„Das Häppchen soll ein Braten sein, Herr Wirt? Für's halbe Geld gibt es bei uns in Wittenberg ein Stück, groß und stark wie die Kacheln in Eurem Ofen!"

„Dann mußt du eben Kacheln essen, wenn dir unsere Kost nicht paßt."

Das brauchte man Jakob nur einmal zu sagen. Schon krachte es zwischen seinen Zähnen. Bei diesem Geräusch blickte sich der Wirt um, erschrocken ließ er einen Krug fallen. Seeleute scharten sich um den Vielfraß. Das Lokal füllte sich. Neugierige kamen von der Straße. Alle wollten den Kachelesser sehen.

„Bißchen trocken", meinte Jakob gelassen. Er kannte sein Publikum. Seine Stunde war gekommen. Noch an diesem Abend wird ein Käse auf mich zurollen, dachte er. Gerade in meinen Magen.

Aus zehn Seemannskehlen: „Herr Wirt, ich bestelle einen Liter für den Fremden, zwei, Wirt, drei, ich habe zuerst bestellt!"

Nicht nur Bier, nicht nur Käse bekam Jakob an diesem Abend, sondern noch ein Engagement als Glanznummer für den weltberühmten Zirkus, der gerade in Amsterdam sein Zelt aufgeschlagen hatte.

„Freßkahle kommt!" — das zündete jahrelang, in Amsterdam so gut wie in Basel und Hannover. Aber dann kam der Augenblick, wo der Anblick gebratener Ochsen das Publikum langweilte. Das kannte man nun schon. Bessere Sachen, Lampen, Stühle, Filzhüte, Rohrstöcke standen jetzt auf der Speisekarte Jakobs. Für Geld, zwar, aber dann schmeckt auch das Geld eines Tages nicht mehr. Hühner, Gänse, Enten waren besser als Hausrat und Kleidungsstücke, aber lebend genossen wurden sie Jakob widerwärtiger als rostige Hufnägel.

Als er eines Abends in Köln von seinem Spaziergang zurückkehrte, las er am Zelt: „Heute abend! Freßkahle! Die Kuriosität des Jahrhunderts! Einzig! Wird eine wild gefangene Eule lebendigen Leibes verschlucken!"

Da machte Jakob kehrt. Und ging zu den Soldaten.

Er wurde in die Werbetruppe gesteckt. Der Korporal ließ ihn auf den Dörfern zur Schau essen, und die jungen Burschen sahen, wie schön das Soldatenleben ist.

In der Tasche hatte er die schriftliche Zusage, daß ihm gemeinhin die Ration für fünf Mann zustände, im Manöver Quartieressen für acht.

Jetzt war Manöver in Oberau. Bei dem Lohmüller hatte er von dem Kalb auch nicht die Knochen zurückgelassen.

Der Bauer ging mit seinem berühmten Gast in den Dorfkrug. Vom Hof und von der Straße schauten die Neugierigen durch die Fenster. Im Lokal war kein Platz mehr frei.

Zwei durchreisende Engländer prahlten von einem Iren, der vor ihren Augen hintereinander Schreibzeug samt Tinte, Streusand, Federmesser und Federn gegessen habe. Jakob Kahle ging auf die Herausforderung ein. Es wurde gewettet.

„Herr Wirt, Euer Schreibzeug!"

Keins im Haus. Der Gemeindevorsteher schickte seinen Knecht weg, er solle auch ja den Siegelkasten nicht vergessen.

Die Engländer waren ungeduldig. Man einigte sich auf die Baßgeige.

Jakob begann bei den Saiten. Sie gaben einen letzten Kratzton von sich, als er hineinbiß.

Das Holz knirschte und splitterte.

So, und nun noch das Futteral. Geschafft.

Jakob Kahle blickte auf. Aller Augen suchten die beiden Engländer. Sie waren verschwunden. Aber noch ehe die Enttäuschung in Wut umschlug, kam der eine Fremde zurück:

„Mein Freund schickt Euch hier die Dukaten", beruhigte er den Dragoner. „Er konnte sich das Ende Eurer Mahlzeit nicht mit ansehen. Er hat Angst bekommen, daß Ihr ihn auch noch mit auffessen wolltet, und ist schon davongeritten."

1771 starb Jakob Kahle im Alter von 58 Jahren. Auf königlichen Befehl wurde seine Leiche auf dem Theatro anatomico in Wittenberg untersucht. Man konnte keinen besonderen Grund für die Eßwütigkeit des Jakob Kahle entdecken. In seinem Magen fand man anderthalb Pfund Kieselsteine und den Griff einer Lichtputzschere.

Dorka, die Gazelle.

Von Woldemar Bosenstein.

Silbern schimmern die Atlas-Firne in das tiefe Blau des afrikanischen Himmels. An den Hängen dunkeln Nadelwälder, leuchtet das helle Grün der Steineichenhaine. Wie jenseits in Europa herrscht auch hier droben belebende Kühle, je tiefer jedoch gen Süden sich das Gebirgsmassiv senkt, um so heißer glutet Afrika, bis allmählich die noch grasreiche Hochsteppe, ärmer und ärmer werdend, in den ungeheuren Sandozean der Sahara übergeht. Das ist ein großes, tiefes Schweigen, und nur der schweifende Wanderhirt mit den schwarzen Ziegenhaarzelten zieht an der Spitze seiner Herden von Oase zu Oase. Und hier lebt auch, gemeinsam mit dem niedlichen Fenek, dem Wüstenfuchs, mit Flughuhn und Wüstenlerche, Dorkas, der Gazelle, kleines Rudel.

*

In feurigem Rot grüßen erste Sonnenstrahlen die erwachende Wüste. Das Weinen und Bellen lungernder Schakale verstummt mit dem mißtönenden Schreien der Hyänen. Von weither irgendwo ziehen Geier heran, kaum bewegen sich ihre gebreiteten Schwingen. Da! Etwas Sandfarbenes, Steinbrockengleiches beginnt sich zu regen, steht plötzlich auf unwahrscheinlich schlanken Läufen. Im sicheren Schutz seiner Färbung, die auch das Falkenauge des Afrikaners täuschen kann, hat das Gazellenrudel unterm Wind ruhend die Nacht verbracht. Nun läßt der Wachtposten, gegen Morgen Dorka selbst, das feine Gehör spielen, der Windfang sucht Witterung.

Nach und nach erhebt sich das ganze Rudel: der Leitbock, drei Jungböcke nud ein halbes Dutzend Ricken. Sie recken und dehnen sich, und beginnen zu äsen. Langsam steigen die schönen Kinder der Wüste den Gebirgszug hinan. Hier gibt es schon Büsche — wie von selbst wächst die Aufmerksamkeit des jeweiligen Wachtpostens. Denn wo Büsche sind, kann Gefahr lauern!

Und richtig, da stimmt ja auch schon etwas nicht: kurz schreckt Dorka, schnaubt, und die ganze Gesellschaft fliegt einen kleinen Sandhügel hinauf. Die leuchtenden, braunen Augen aber suchen aufmerksam eine Bodensenke ab, in deren Mitte sich ein Strupp Mimosen buschig breitet. Buntfell, der Leopard, dem zur Nacht das Jagdglück nicht so hold gewesen, hoffte auf einen leckeren Braten. Nun aber sieht er sich entdeckt und schleicht wie ein ertappter Dieb davon, denn ein Wettlauf mit diesen windschnellen Wesen wäre zwecklos. Na, vielleicht kann man irgendwo bei den Zweibeinen unten ein schlechtbewachtes Lamm erwischen. Vorausgesetzt allerdings, daß die Beduinenhunde, diese ewigen Zerstörer jagdlicher Katzenfreuden, ausnahmsweise nicht auf der Hut sind.

Die Gazellen hat das Zwischenspiel nicht weiter erregt, scheinbar sorglos äsen sie weiter. Höher glutet die Sonne, bald steht sie im Zenit. Ein weitschirmender Mimosenbaum ladet zur Ruhe ein. In wiegenden Fluchten, daß die zierlichen Läufe kaum den Boden berühren, federn sie dahin. Hier im Schatten läßt sich die heiße Tagesstunde herrlich verdösen. —

Wiederkäuend hat sich das Rudel mit dem Leitbock niedergetan, ein jüngerer versieht die Wache. Gleichsam leblos, in flimmernder Glut erstorben, liegt das Sandmeer. Nur flinke Eidechsen huschen umher und lassen die Körner rinnen. Schräg fallen die Sonnenstrahlen; ein kaum bemerkbarer Lufthauch weht aus den Bergen. Und nun sind auch die Gazellen wieder auf den Beinen und ziehen vertraut der Wüste zu.

In dem Wogen des Sandmeeres talauf, talab wandern sie dahin. Da hebt sich ein Falke in das Blau, beschreibt einen kurzen Kreis und kommt in sausendem Flug auf das Rudel zu. Der Leitbock stutzt. Es ist sonst nicht die Art dieser gefiederten Räuber, auf Gazellen zu stoßen. Er wehrt glücklich den ersten Angriff ab, doch da stößt der schneidige Gehilfe des Menschen, der hinter der Düne wartet, zum zweiten Mal vor. Jetzt gelingt es ihm, die Fänge in den Hals eines jungen Bockes zu schlagen. In weiten Fluchten federn die Gazellen davon. Das ist kein Rennen mehr, sondern fast ein Fliegen: nur fort, der schützenden Wüste zu!

Da tönt auch schon das scharfe Gebell mehrerer Windhunde, und weit hinten flattert der Burnus eines Reiters, der, fast auf dem Halse seines edlen Pferdes liegend, vergeblich mit den Gazellen Schritt zu halten sucht. Nie würde sein rasches Roß, nie würden die Windhunde die schnellen Wüstentiere erreichen, wenn nicht der Falke wäre. Zwei, dreimal stößt er auf den Jungbock. Jetzt hat er sich in dessen Hals verkrallt, gellend klingt sein helles Triumphgeschrei. Der Bock, verwirrt und aufgehalten, mindert den rasenden Lauf, und versucht, die hemmende Klette abzuschütteln.

Doch nun ist die Meute heran, ein wirbelnder Knäuel. Da springt der Jäger aus dem Sattel und gibt mit seinem Dolch dem Gefallenen den Gnadenstoß. Die Beute überm Sattel der Stute, deren Flanken fliegen, reitet er langsam zu den schwarzen Zelten zurück. Djanna, seine junge Frau, wird zwar etwas traurig sein, denn sie hatte ihn gebeten, ihr eine junge Gazelle lebend zu bringen, damit ihr künftiger Sohn deren Anmut und Schnelligkeit erbe.

Das Rudel dahinten in der Unendlichkeit der Wüste hat sich rasch beruhigt und bald den Gefährten vergessen. Wie schöne, schlanke Schatten gleiten ihre sandfarbenen Gestalten hinein in das rotglühende Abendschweigen.



Bunte Chronik



Autos werden Historie.

Wie rasch die Zeit fortschreitet und Dinge, die wir eben noch selbst erlebten, in den Abgrund der Historie versinken, aus dem wir sie nur ab und zu in einer Anwandlung romantischer Laune herausziehen, das konnte man dieser Tage in Paris erleben. Als im vergangenen Jahr zur Berliner Ausstellung der Reisewagen Goethes, mit zeitgemäß kostümierten Menschen besetzt, durch die Straßen fuhr, da war das für uns das Bild der „guten alten Zeit". Immrhin, dieser Wagen war beinahe anderthalb Jahrhunderte alt. In Paris hat man jetzt aus Anlaß der Weltausstellung einen Autokorso veranstaltet, der ausschließlich aus Kraftwagen der ältesten und ersten Modelle bestand. Diese Wagen haben die Älteren von uns noch selbst gefahren, und sie kamen sich sehr elegant und sportlich darin vor. Wie antiquiert, überholt und wunderlich erschienen aber diese Automobile der ersten Zeit, die im Aufbau wie verlegene Abwandlungen der Equipagenform aussahen, jetzt im Getriebe der mordernen Großstadt! Und man hatte auch sie zeitgemäß besetzt. Schöne Damen, gekleidet in Moden, wie sie vor 40 und 50 Jahren getragen wurden, saßen drin und wirkten nicht weniger historisch als die Biedermeierfräulein, die in Goethes Reisewagen vor einem Jahr von Weimar nach Berlin fuhren. Die Pariser aber frischten im Ansehen dieses Autokorsos allerhand Erinnerungen auf, die mit dem gesellschaftlichen Leben dieser Weltstadt des Vergnügens eng zusammenhängen. In solchem Wagen fuhr einst Eduard VII. über die Boulevards, und Eduard VII., für die ältesten Pariser einst heiterste Gegenwart, ist heute ja auch schon längst überholte Vergangenheit geworden.



Lustige Ecke



Der Irrtum des Einbrechers.



„Ja, Sie müssen schon entschuldigen, ich muß eine falsche Berechnung gemacht haben — ich dachte, ich würde mitten in der Bank hochkommen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.